

JEAN-PHILIPPE BLONDEL

Übersetzt von
Sophia Hungerhoff

**ZWEI
UND
ZWAN
ZIG**
ROMAN



mare

mare

Jean-Philippe Blondel

ZWEIUNDZWANZIG

Roman

Aus dem Französischen von
Sophia Hungerhoff

mare

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.



Dieses Buch erscheint im Rahmen des Förderprogramms des französischen Außenministeriums, vertreten durch die Kulturabteilung der französischen Botschaft in Berlin.

Die französische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel *Et rester vivant* bei Buchet Chastel, Paris.

© Libella, Paris, 2011.

© 2014 by mareverlag, Hamburg

Covergestaltung Simone Hoschack, mareverlag, Hamburg

Coverabbildung plainpicture / Millennium / Joerg Buschmann

Lektorat Oliver Ilan Schulz

Typografie (Hardcover) Farnschläder & Mahlstedt, Hamburg

Datenkonvertierung eBook bookwire

ISBN eBook: 978-3-86648-305-7

ISBN Hardcover-Ausgabe: 978-3-86648-184-8

www.mare.de

Für meine Mutter, meinen Vater, meinen Bruder – endlich

Für meine Töchter, meine Frau – immer

Für JM und V – natürlich

Und für Lloyd Cole

Inhalt

EINS

ZWEI

DREI

VIER

FÜNF

SECHS

SIEBEN

ACHT

NEUN

ZEHN

Über das Buch

Weitere eBooks aus dem mareverlag

»Ich habe einen Giacometti in mir.«

Anne Percin

Natürlich habe ich schon mit dem Gedanken gespielt, über die Zeit damals zu schreiben.

Ich bin um das Thema gekreist, habe es anklingen lassen.

Aber ich sagte mir, wenn ich wirklich erzählte, was passiert war, würde mir niemand glauben.

Weil die Fantasie, anders, als es immer scheint, doch ihre Grenzen hat.

Kurz, ich habe mich nie drangesetzt.

Ich habe meine Meinung nicht geändert.

Ich suche keinen Zuspruch. Es ist ein aussichtsloser Kampf.

Nur bekam ich gestern Abend diese sonderbare E-Mail. Sie war von einem Schriftstellerkollegen, den ich kaum kenne, dessen wenige Romane ich aber gern lese. Er schreibt nur aus Liebhaberei, alle vier, fünf Jahre ein Buch, das scheint ihm zu genügen. Sein Name ist Laurent Sagalovitsch.

Er lebt an der kanadischen Pazifikküste. Gestern langweilte er sich wohl ein wenig.

Also surfte er im Internet, wie wir es alle manchmal tun, um die Zeit totzuschlagen. Er ging auf die Seite von Lloyd Cole, einem englischen Sänger, dessen Musik er in den Achtzigern und Neunzigern viel gehört hatte, der sich aber seit der Jahrtausendwende eher rarmacht.

Als er sich dort durch die Kommentare der Fans klickte, stieß er auf einen Eintrag von mir. An einem Abend vor vier oder fünf Jahren war ich betrunken gewesen und hatte auf der Seite eine Nachricht für den Sänger

hinterlassen. Darin verkündete ich, eines Tages müsse ich doch aufschreiben, was in jenem Sommer passiert sei, in dem Laure, Samuel und ich Richtung Kalifornien und Morro Bay aufgebrochen waren, nur weil Lloyd Cole diesen Ort in seinem Stück *Rich* erwähnte, das ich damals rauf und runter hörte. Zum Schluss hatte ich geschrieben (»weißt du, Lloyd«), das Problem sei, dass mir, wenn ich die Geschichte erzählte, niemand glauben würde.

Am nächsten Morgen erinnerte ich mich dunkel, Spuren auf der Seite mit der Fanpost hinterlassen zu haben, aber es war alles sehr verschwommen. Zwei Tage später hatte ich es vergessen.

Sagalovitschs Neugier war geweckt. Er wollte mehr wissen. Was war das denn nun für eine Geschichte mit Laure, Samuel, Morro Bay und *Rich*? Ich antwortete ihm in aller Kürze. Ein paar Zeilen über die Zeit damals – als wir im Kino die Filme von Carax und von Jarmusch sahen, die Smiths und Style Council hörten, die ersten Echenoz-Romane lasen.

Sagalovitsch ließ sich nicht täuschen. Die Antwort aus Vancouver bestand aus nur zwei Wörtern: »Nice try.«

Ich lachte verstört auf, und meine ältere Tochter fragte mich, was los sei. Ich zuckte die Achseln. Und murmelte: »Nichts, nichts.« Ich ging im Garten eine Zigarette rauchen.

Als ich die Terrassentür öffnete, überwältigte mich das Sonnenlicht.

Alles war weiß – wie damals.

Ich schloss die Augen und war für einige Sekunden wieder zweiundzwanzig, hatte lange Haare, etwa zwanzig Kilo weniger auf den Rippen und einen Ring im linken Ohr. Ich saß wieder an der Straße hoch über Morro Bay, Kalifornien. Von der Zukunft hatte ich nur eine vage Vorstellung. Es zählte das Hier und Jetzt. Der Sommer. Der Sommer 1986.

Aber angefangen hat es natürlich im Frühling.
Und noch dazu mit einer Nonne.

EINS

Eine Nonne.

Das muss ein Traum sein.

Ich kenne keine Nonne.

Nonnen gibt es nur in Romanen aus dem neunzehnten Jahrhundert. Und am Steuer von Enten in Louis-de-Funès-Filmen.

Mach die Augen zu.

—

Doch, tatsächlich, da ist eine Nonne.

Sie beugt sich über mich.

Ihr Gesicht in Großaufnahme. Eine vorspringende Nase. Wohlgenährte Nonnenwangen.

Was ist hier eigentlich los?

Schlaf.

—

Jemand rüttelt an meinem linken Arm. Dann eine Stimme. Eine Nonnenstimme. Sie spricht mit anderen Leuten. Sie sagt: »Er hat ein starkes Beruhigungsmittel bekommen, müssen Sie wissen!« Sie sagt auch:

»Oh mein Gott, mein Gott, mein Gott«, aber das ist wohl normal, so ein Nonnending eben.

Als Kind hatte ich mal eine spirituelle Phase. Ich wollte Priester werden. In der Liebe des Herrn leben. Vor allem hätte ich alles dafür gegeben, dass mir außergewöhnliche Dinge passieren. Tatsächlich ist mir eine Menge passiert. Mehr, als ich gedacht hätte. Das mit der Spiritualität hat sich für mich erledigt. Mein Mund ist staubtrocken, meine Lider sind wie aus Blei. Verdammt. Ich bin im Krankenhaus.

Womöglich hatte ich einen Autounfall. Oder bin gestürzt. Werde lebenslang gelähmt sein. Und die Nonne ist gekommen, mir zu verkünden: »Selig die Lahmen, denn sie werden wandeln im Licht des Herrn.«

Die Nonne flüstert. Sie sagt: »Er wird nicht so schnell wieder zu sich kommen.«

Ein Grummeln, einige Meter von meinem rechten Arm entfernt. Eine tiefe Stimme. »Ist dieser ganze Scheiß nicht bald mal vorbei? Entschuldigung, Schwester.«

Schlag die Augen auf.

—

Ich schwanke.

Einmal fuhr ich mit der Fähre nach England. Das Meer war entfesselt. Das Wetter auch. Ich rutschte auf der Bank hin und her. Nach links. Nach rechts. Nach links. Nach rechts. Ich klapperte mit den Zähnen.

Zähne.

Darum ist die Nonne da.

Wegen der Zähne.

Halt dich gerade.

—

Gut, Ort und Zeit weiß ich schon mal.

Ich bin in einer Privatklinik. Morgen früh sollen mir die Weisheitszähne gezogen werden – eigentlich heute Morgen, denn es ist schon halb ein Uhr nachts. Ich hatte es lange vor mir hergeschoben, bis der Zahnarzt schließlich sagte: »Diesmal kommen Sie unters Messer.« Ich musste lachen. Das deutete er als Zustimmung. Er hat alles in die Wege geleitet. Ein Einzelzimmer wäre sehr teuer gewesen und nicht von der Kasse bezahlt worden, also liege ich in einem großen Zehnbettzimmer. In einigen der Betten liegen alte Leute, bei denen es schon aufs Ende zugeht und die mir den ganzen Abend lang von ihren OPs erzählt haben.

Jetzt wieder die Nonne. »Da sind seine Sachen.« Ich verstehe den Satz erst, als ein weiteres Gesicht auftaucht.

Laure. Verdammt.

Bring deine Haare in Ordnung.

Fahr dir mit der Hand übers Gesicht.

Sieh vorzeigbar aus.

—

Ich rechne nach.

Ich war fünfzehn, als Laure und ich ein Paar wurden. Jetzt bin ich zweiundzwanzig. Sieben Jahre. Lustig, ich dachte, wir wären schon länger zusammen.

Es ist eine komplizierte Geschichte, aber sind nicht alle Geschichten kompliziert? Wir prallten aufeinander, trennten uns, kamen wieder zusammen, wurden uns immer ähnlicher, machten wieder Schluss. Das

brachte Leben in die Bude. Dann starben meine Mutter und mein Bruder bei einem Autounfall, mein Vater musste für zwei Monate ins Krankenhaus, kam völlig verrückt wieder heraus und versuchte danach regelmäßig, mich umzubringen, sodass Laure sagte: »Schluss mit den Spielchen«, und wir ein Vollzeitpaar wurden. Letzten September mieteten wir sogar eine gemeinsame Wohnung und überließen meinen Vater seiner Verbitterung und seiner Wut. Wir beschlossen, ein richtiges Paar zu sein. Und prompt lief es zwischen uns überhaupt nicht mehr.

Trotzdem hasse ich es, vor Laure nicht vorzeigbar auszusehen. Man weiß ja nie. Auch wenn eigentlich Schluss ist. Seit zwei Tagen. Sie wollte ausziehen, während ich in der Klinik bin und den Hamster mache.

Auf keinen Fall sollte sie um halb eins in der Früh hier sein.

Es sei denn, sie hätte ihre Meinung radikal geändert. Wäre durch die ganze Stadt gerannt, barfuß über das Pflaster, nachdem sie eine Offenbarung gehabt hätte, nach dem Motto »Ich will ein Kind von ihm«, hätte sich vor der Klinik die Beine in den Bauch gestanden und geschrien »Lasst mich mit ihm reden, lasst mich mit ihm reden, es geht um Leben und Tod«.

Womöglich ist sie schwanger.

Hinter Laure erscheint ein weiteres Gesicht.

Verdammt. Samuel.

—

Samuel war mal mein bester Freund. Vielleicht ist er es immer noch.

Die Sache ist die: Ich hasse Klischees, und wir drei haben ganz tief in die Klischeekiste gegriffen.

Weil es zwischen Laure und mir nicht mehr lief, sind sie und Samuel irgendwie zusammengerückt. In der letzten Zeit war ich wohl besonders